

Zur Einführung

Zu den sowjetischen Komponisten, die vor 1933 in Deutschland bekannt wurden, gehört vor allem Serge Prokofieff. — Seine Kompositionen, Kammermusik, Orchesterwerke, die Oper „Die Liebe zu den drei Orangen“ hatten Gastrecht bei uns, so wie er selbst einige Zeit in Deutschland ansässig war. Er wurde oft und gern zusammen mit Strawinsky genannt, und in der Tat hat die Musik der beiden viel Verwandtes. Aber so wie der Lebensweg der Komponisten sich trennte, so schlug auch ihre Kompositionsweise eine verschiedene Richtung ein. Strawinsky, zuerst in Paris, dann in Amerika ansässig, blieb Kosmopolit, löste den Zusammenhang mit seinem Volk, Prokofieff, der sich ebenfalls in Frankreich und Amerika umgesehen hatte, kehrte in seine Heimat zurück, zu deren Ideologie er sich, etwa in seiner jüngsten Schöpfung, der Oper „Krieg und Frieden“, nach Tolstoi bekennt. So ist auch seine Musiksprache, bei aller kühnen Diktion, bei aller stürmischen Impulsivität, weit volkstümlicher als die Strawinskys. Dies gilt auch für die Musik, die er zu einem Ballett „Romeo und Julia“ schrieb. Daraus verpflanzte er drei Orchestersuiten in den Konzertsaal. Die erste besteht aus sieben Teilen, in denen uns Szenen aus der Geschichte um die beiden Liebenden, aber auch sie selbst in liebevoll gemalten Porträts entgentreten. Ihre Liebe zueinander wird im ersten Satz in ergreifend schwermütiger und schwärmerischer Weise geschildert, mit Harfenakkorden und vielfach geteilten Streichern, die ihre ganze Süße entfalten. Als ein Meister des Zeitkolorits mit neuartigen Mitteln erweist sich Prokofieff in den Sätzen „Madrigal“ und „Menuett“. Seine Kunst einprägsamer Melodik formt das den „Volkstümlichen Tanz“ beherrschende, zuerst von den Oboen und Englischhorn angestimmte Thema und das die „Szene“ charakterisierende Fagott-Thema. Das Schlußstück aber erinnert in seiner erregenden Dramatik an jene Szene des Dramas, in der Tybalt, der eben Romeos Freund Mercutio erschlagen hat, von der Hand Romeos fällt, der versteinert dasteht und schließlich in die Worte ausbricht: „Weh ich Narr des Glücks!“

Unter Robert Schumanns Sinfonien ist besonders die vierte, die in d-moll, verhältnismäßig oft in unseren Konzertsälen zu hören. Verhältnismäßig, sage ich, denn nicht mit den Beethovenschen und Schubertschen, ja nicht einmal mit den Sinfonien von Brahms und Bruckner können sich die Schumannschen an Beliebtheit messen. Dabei war schon seine erste, die B-dur-Sinfonie, ein Werk, das recht gewichtig daherkam und sich würdig in die Reihe seiner Vorgänger stellte. Seine „Frühlingsinfonie“ hat sie Schumann genannt, als Motto schwebt über ihr die Zeile aus einem Gedicht Adolf Böttigers: „Im Tale zieht